



ANNETTE DITBERT

Dear
BRITAIN

Auf der Suche nach der Seele Großbritanniens

DUMONT



ANNETTE DITTERT

Dear
BRITAIN

Auf der Suche nach der Seele Großbritanniens

DUMONT

»Diese Insel war für mich die große Liebe auf den ersten Blick.«

Annette Dittert

Als Annette Dittert am 31. Januar 2020 um Mitternacht vor der Downing Street stand, um live in den ARD-Tagesthemen darüber zu berichten, dass der Brexit in dieser Nacht nun endgültig vollzogen sei, schossen ihr kurz vor der Schalte plötzlich Tränen in die Augen. Längst war Großbritannien ihr Zuhause geworden und der EU-Austritt damit auch eine Entscheidung, die sie ganz persönlich betraf.

Sechs Jahre später und zehn Jahre nach dem Brexit-Referendum spürt Annette Dittert der Frage nach, wie es den Briten heute geht, was ihr Selbstbild, ihren sprichwörtlichen Humor und ihr Lebensgefühl prägt. Welche Rolle spielt dabei das Verhältnis der Schotten, Waliser und Engländer untereinander, und wie groß ist der Einfluss des alten Klassendenkens bis heute? Das Ergebnis ist eine sehr persönliche Bestandsaufnahme eines noch immer zerrissenen Landes.



© Karolina Heller

Annette Dittert war von 1999 bis Ende 2025 Auslandskorrespondentin der ARD. Sie ist leidenschaftliche Journalistin und Filmemacherin. Einem breiten Publikum bekannt wurde sie als Studioleiterin und Korrespondentin in Warschau, später in New York und ab 2008 in London. Für ihre Filme erhielt sie zwei Grimme-Preise und den Hanns-Joachim-Friedrichs-Preis. Für die Berichterstattung zum Brexit wurde sie 2019 als Politikjournalistin des Jahres ausgezeichnet. Sie lebt in London auf ihrem Hausboot »Emilia«.

Annette Dittert

Dear Britain

Auf der Suche nach der Seele Großbritanniens

DUMONT

5. Auflage 2026

© 2026 DuMont Buchverlag GmbH & Co. KG, Amsterdamer Straße 192, 50735 Köln,
info@dumont-buchverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns
explizit vor.

Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln

Satz: Angelika Kudella, Köln

E-Book-Konvertierung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7558-1194-7

www.dumont-buchverlag.de

Vorwort

Zehn Jahre danach

Ich nenne London gern meine einzige große Liebe, da niemand sonst mich je so fasziniert hat wie diese Stadt. Als ich vor fast achtzehn Jahren an einem warmen Apriltag hier ankam, um für die ARD zu berichten, hatte ich gleich in der ersten Woche dieses seltsame Kribbeln im Bauch, dieses sinnlose Dauergrinsen im Gesicht, und da wusste ich, es hat mich erwischt. Ich war verliebt, und es war wunderbar. Dieses großartige Gefühl hat naturgemäß nicht ewig gehalten. Der Brexit kam, und er war eigentlich ein Trennungsgrund. Aber ich bin geblieben, und heute sage ich gern im Scherz: Ich bin jetzt mit London verheiratet.

Es gibt Tage, an denen mich das Leben hier wahnsinnig macht: die übervolle U-Bahn, die brutale Gentrifizierung ganzer Stadtteile, der obszöne Lebensstil der Superreichen und ja, manchmal auch das Wetter. Dann spiele ich mit dem Gedanken, wieder zurück nach Berlin zu ziehen, die Stadt, in der ich erwachsen wurde. Einmal verbrachte ich sogar einen ganzen herrlichen Sommer dort, und es fühlte sich an wie eine neue aufregende Affäre. Am Ende aber kehrte ich reumütig nach London zurück, und dabei ist es bislang geblieben. Denn wie in jeder alten Ehe haben wir gute und schlechte Tage miteinander, aber die guten Tage überwiegen bei Weitem. Was auch sehr viel mit »Emilia« zu tun hat, meinem kleinen englischen Kanalboot, das ich vor zehn Jahren auf einer alten Werft in Nordengland bauen ließ. Seitdem liegt es mitten in London, am Regent's Canal in Little Venice, und ist mein Zuhause geworden. Ursprünglich war die Idee, auf Emilia zu leben, für mich auch deshalb so charmant, weil man mit einem solchen Zuhause im Zweifelsfall jederzeit davonfahren kann. Eine Art seelischer Kollateralschaden meines Daseins als Auslandskorrespondentin: Heimat ist schwer für uns. Diese ewige Unruhe in mir aber verflog allmählich, nachdem ich der größten Leidenschaft aller

Engländer verfiel und auf dem sehr kleinen Stück Land an meiner Anlegestelle begann, einen Garten anzulegen. Mit einer wilden Mischung aus bunten Blumen, einem zierlichen Kirschbaum und einer hohen Hecke aus duftendem Jasmin und Honeysuckle, die mich vor den Blicken der Touristen auf dem Bürgersteig gegenüber abschirmt. Im Sommer ein kleines Paradies. Seitdem bin auch ich hier festgewachsen, und natürlich gibt es in diesem Buch auch deshalb [ein ganzes Kapitel über das Gardening](#), diese uralte Passion der Engländer.

London ist und bleibt mein Ankerplatz und Großbritannien das Land, durch das ich in meinem Leben mehr gereist bin als durch jedes andere. Für dieses Buch habe ich es noch einmal neu und anders entdeckt, nämlich ohne Kamerateams und ohne den Zeitdruck eines unmittelbar bevorstehenden *Tagesschau*-Beitrags. Was für mich zunächst ganz ungewohnt war, erwies sich im Nachhinein als ein Geschenk, da mir diese Art der Annäherung so viel intimere Beobachtungen und Einblicke in die Seele dieses ungeheuer vielschichtigen Landes erlaubte, in dem es derzeit recht turbulent zugeht, *to put it mildly*, wie man hier sagt.

Zehn Jahre nach dem Brexit-Referendum steht es schlecht um die alte Selbstsicherheit und die gelassene Liberalität der Briten. Ihr legendärer Ruf als pragmatisch-rationale Nation ist dahin. Seit 2016 sind sechs Premierminister in die Downing Street ein- und wieder ausgezogen, manche, wie Liz Truss, bereits nach nur fünfundvierzig Tagen. Und Keir Starmer, der im Herbst 2024 von einer großen Mehrheit und mit viel Hoffnung ins Amt gewählt wurde, weil er die Rückkehr zu einer Politik der stabilen Langeweile versprach, hielt gerade mal zwei Jahre durch, bevor er von seiner eigenen Partei zum Rücktritt gezwungen wurde. Der einzige Bewohner von No 10, der die letzten zehn Jahre unbeschadet überstanden hat, ist »Larry the Cat«.

Das Chaos dieses letzten Jahrzehnts hat natürlich nicht nur mit dem Brexit zu tun, aber er hat die Probleme Großbritanniens verschärft wie ein besonders effektiver Brandbeschleuniger. Die Finanzkrise und die harte

Sparpolitik David Camerons hatten vor allem die ärmeren Kommunen der Insel bereits vor 2016 finanziell ausbluten lassen. Der Brexit, der die Wende einläuten sollte, brachte das Gegenteil. Abgeschnitten von ihren europäischen Handelspartnern, hat die britische Wirtschaft – optimistischen Schätzungen zufolge – bereits jetzt vier Prozent ihres Bruttosozialprodukts verloren, die britische Regierung spricht mittlerweile sogar von 8 Prozent. Die Staatskassen sind heute leerer denn je. Weit schwerer aber als der rein materielle Schaden, den der Brexit unzweifelhaft angerichtet hat, wiegt die durch ihn ausgelöste Zerstörung der einstmals so zivilisierteren politischen Kultur Großbritanniens. Das Brexit-Referendum, das bekanntlich mit Lügen und falschen Versprechungen gewonnen wurde, legte den Grundstein für eine toxische, völlig unbritische Polarisierung. Boris Johnson trieb das dann 2019 noch einmal auf die Spitze, als er Großbritannien ohne Netz und doppelten Boden aus der EU herausriss, ein radikaler Bruch, für den 2016 absolut niemand gestimmt hatte.

So viel muss zur Ehrenrettung der Briten allerdings gesagt werden: Das Parlament hatte sich zuvor drei Jahre lang lautstark und beharrlich gegen diesen härtestmöglichen Brexit gewehrt. Aber der Protest der Vernünftigen hielt auf Dauer gegen Boris Johnson, diese menschliche Abrissbirne, einfach nicht stand. Nach einem erfolgreichen Putsch gegen Theresa May »säuberte« er die konservative Tory-Partei von den gemäßigten rationalen Gegnern seines harten Brexits. Er schreckte noch nicht einmal davor zurück, selbst alteingesessenen Parteigranden wie Sir Nicholas Soames, immerhin der Enkel Winston Churchills, im Unterhaus brüllend mit Parteiausschluss zu drohen, sollten sie sein Vorhaben weiter zu verhindern suchen. Eine Drohung, die er wahr machte, was zunächst niemand für möglich gehalten hatte.

Womit Johnson auch für die andere große Zäsur dieser Zeit verantwortlich ist: den Zerfall der Tory-Partei, der einstmals mächtigsten konservativen Partei Europas.

Ich werde den Abend des 31. Oktobers 2019 nie vergessen, als diese einundzwanzig Rebellen nach ihrem Rauswurf durch das hohe Tor des

Westminster Palace kamen und mit leeren Gesichtern orientierungslos auf das gegenüberliegende »Green« wankten, wo wir Journalisten seit Tagen mit unseren Kamerateams ausgeharrt hatten. Besonders deutlich erinnere ich mich an ebenjenen Enkel Churchills, Sir Nicholas Soames. Er war damals Anfang siebzig, einer der ältesten und distinguiertesten Tories, ein Mann, der schon viel erlebt hatte und für gewöhnlich durch nichts aus der Ruhe zu bringen war. Jetzt lag pure Fassungslosigkeit auf seinem Gesicht.

Von diesem denkwürdigen Tag haben sich die britischen Konservativen nie mehr erholt. Johnson ersetzte die großen Namen der intellektuellen Mitte mit unerfahrenen Abgeordneten vom ganz rechten Rand. Heute irrlichtert die Partei, die über Jahrzehnte die Geschicke der Insel bestimmt hat, in Umfragen oft nur noch an dritter oder sogar vierter Stelle, im Schatten der rechtspopulistischen Reformpartei, von deren immer rassistischeren und extremeren Parolen sich ihre eigenen kaum noch unterscheiden.

2019 aber hatte Boris Johnson so erst einmal freie Bahn. Als er am 12. Dezember desselben Jahres die Wahlen gewann, siegte er mit einem Slogan, der einem von den Debatten der vorangegangenen Jahre vollkommen erschöpften Land Erlösung versprach: »Get Brexit done!«

Drei Worte, die sich jeder merken konnte und die versprachen, das leidige Thema ein für alle Mal zu erledigen. Vielleicht die größte Lüge in einem Wahlkampf, der überwiegend mit falschen Versprechungen und populistischen Parolen geführt wurde. Einen Monat später war dann alles vorbei, erledigt aber war das Thema damit natürlich noch lange nicht. Am 31. Januar 2020 trat der Brexit dennoch unwiderruflich in Kraft, und ich weiß noch, wie ich an diesem Abend um Punkt Mitternacht vor der Downing Street stand, um in die *Tagesthemen* zu schalten, und mir plötzlich Tränen in die Augen schossen. Es war eine eisige Winternacht, und ich dachte, das müsse an der Kälte liegen, als ich mein Gesicht mit dem Handrücken entschieden wieder trocken wischte. Dabei war es natürlich nicht die Kälte und auch nicht das erhabene Gefühl, einen historischen Moment aus nächster Nähe mitzuerleben. Sondern einfach das erste Mal in

meinem langen Reporterinnenleben, dass ich über etwas berichten musste, was mich im tiefsten Innern betraf und mein eigenes Leben in den Jahren danach entscheidend verändern würde. Der neue Riss zwischen der Insel und Europa zeigte sich für einen kurzen Moment wie ein scharfer Schmerz, auch in mir selbst.

Seitdem ist das Land auf einer Geisterfahrt mit ungewissem Ausgang. Rund 60 Prozent der Briten halten den Brexit heute für einen Fehler, aber man spricht nicht gern darüber, weil niemand weiß, wie der einmal angerichtete Schaden wieder repariert werden kann. Die alten Brexiteers haben Karriere gemacht und erklären mir gelegentlich in Interviews, das Ganze sei nach wie vor eine brillante Idee, Johnsons Truppe habe sie nur nicht richtig umgesetzt. Die Wenigsten sind so ehrlich wie der damals besonders fanatische EU-Gegner Michael Gove, der kürzlich lächelnd zugab, dass man das Versprechen, mit der ganzen Welt großartige Handelsdeals zu schließen, sobald man sich von den Brüsseler Fesseln befreit habe, nie einlösen konnte. Und dass die wenigen Deals, die Großbritannien nach dem Brexit überhaupt abschließen konnte, den britischen Bauern sogar geschadet haben. Einem Michael Gove kann das heute gleichgültig sein, er hat nicht nur eine glänzende Zeit als Minister hinter sich, sondern ist jetzt auch noch der Chefredakteur des *Spectator*. Einem Blatt, das wie ein großer Teil der ehemaligen konservativen Presse daran arbeitet, Nigel Farages immer radikalere Parolen hoffähig zu machen. Ausgerechnet Farage, der schließlich einer der Hauptverantwortlichen für das Brexit-Desaster war.

Die Menschen aber, die ihnen damals geglaubt haben, hatten weniger Glück. Der Abstand zwischen Arm und Reich ist in Großbritannien in den letzten Jahren noch einmal deutlich größer geworden. Das Gesundheitssystem, das durch den Brexit eine wundersame Wiederauferstehung erleben sollte, ist in einem so prekären Zustand wie nie zuvor. Jedes dritte Kind gilt als armutsgefährdet. Und die Wut ist noch da, brennender denn je. Nur dass sie heute mit ungewohnter Wucht die Labour-Regierung trifft, die eigentlich am wenigsten für die Verhältnisse kann.

In Burnley, einer der ärmsten Städte Nordenglands, habe ich mich deshalb noch einmal mit »Bishop« Mick getroffen, einem ehemaligen Gangster, der heute Priester einer Freikirche ist und gegen die verzweifelte Stimmung im Land jeden Tag aufs Neue ankämpft. Ein faszinierender Mann, den ich vor einigen Jahren auf einem Dreh kennengelernt hatte. Als lebenslanger Labour-Wähler fühlte auch er sich von Keir Starmer und dessen Kabinett verraten. Sie hätten 2024 mit ihrem Slogan »Change« echte Veränderungen versprochen, das aber bislang so wenig eingelöst wie alle anderen Regierungen zuvor. Die Armut im Land werde bewusst übersehen und das jetzt auch noch von der einzigen Partei, die historisch immer auf der Seite der sozial Schwächeren stand. Das Argument, dass keine Regierung der Welt ein wirtschaftlich derart geschwächtes Land wie Großbritannien über Nacht reparieren kann, lässt er ebenso wenig gelten wie der ganz überwiegende Rest der Nation. »Die meisten hier wollen den Laden in London jetzt einfach nur noch in die Luft sprengen. Egal, was danach kommt.«

Deshalb ist es im Übrigen auch kein seltsames Paradox, dass ausgerechnet der Ober-Brexiteer Nigel Farage bei den nächsten Wahlen womöglich sogar in die Downing Street einziehen könnte.

Denn die einmal entstandenen Schäden, die der Brexit, die Johnson-Regierung und ihre Nachfolger angerichtet haben, sind eben nur äußerst schwer wieder zu beheben. Die brennende Enttäuschung darüber aber nützt nun erneut den Populisten, die jetzt die alte Wut wieder aufs Neue schüren können, die sie 2016 überhaupt erst auf die politische Bühne katapultiert hat. Eine Art politisches »Perpetuum mobile«, das vom eigenen Versagen lebt, wie es Eva Ladipo, eine kluge Kollegin, kürzlich in der *FAZ* formulierte. Ein zerrüttetes Land ist nun einmal der fruchtbarste Boden für eine zweite Welle des Rechtspopulismus.

An besonders dunklen Tagen, wenn der Londoner Dauerregen am Regent's Canal unaufhörlich auf Emilias Stahldach prasselt, tröste ich mich mit dem Gedanken, dass die Briten, die sich so gern als das »Mutterland der

Demokratie« bezeichnen, es am Ende doch nicht so weit kommen lassen. Aber sicher bin ich mir da nicht mehr.

Die Geschichten, die ich in diesem Buch versammelt habe, sind deshalb auch der Versuch, genauer zu verstehen, wohin dieses Großbritannien zehn Jahre nach dem schicksalhaften Brexit-Referendum eigentlich treibt. Was ist aus der berühmten zähen Widerstandsfähigkeit der Briten geworden? Wie funktioniert diese auf den ersten Blick seltsam archaische Demokratie, die ihre Legitimität vor allem theatralischen Inszenierungen aus dem Feudalismus verdankt, und wie wehrhaft ist diese Spielart des Parlamentarismus im Ernstfall wirklich? Und natürlich geht es in diesem Buch auch um die noch immer mächtige britische Monarchie, deren Einfluss auf die hiesige Politik bis heute so viel tiefer reicht, als es zunächst den Anschein hat. Das britische Königshaus ist nicht nur »Pomp and Circumstance«, sondern auch ein wichtiger Player der britischen Verfassung. Gesetze sind erst gültig, wenn sie der König abgesegnet hat, ein Premierminister ist erst dann im Amt, wenn er vom Palast offiziell eingesetzt wurde. Eine fragile Machtbalance, die derzeit durch die immer neuen Skandale rund um den früheren Prinzen Andrew in erhebliche Turbulenzen geraten ist. Die Nachricht, dass die britische Polizei nun doch Ermittlungen gegen den Bruder des Königs aufgenommen hat, traf das Land wie ein Erdbeben, dessen Ausläufer auch das restliche Königshaus in seinen Grundfesten erschüttern wird und Großbritannien noch in eine echte Verfassungskrise stürzen könnte. Womit dann auch das letzte stabile Fundament, auf das sich bislang eine Mehrheit der Briten noch zu einigen in der Lage war, zunehmend ins Wanken geraten dürfte.

Ja, mein Land ist gegenwärtig in keinem guten Zustand, aber welches Land ist das schon in diesen Zeiten. »Mein Land« – noch klingt es ungewohnt, wenn ich das sage. Aber ich darf das jetzt, denn als ich begann, dieses Buch zu schreiben, beschloss ich, meine gefühlte Zugehörigkeit zu dieser Insel auch ganz offiziell zu besiegeln. Nach fast achtzehn Jahren wilder Ehe war es an der Zeit. Trotz allem. Denn natürlich gibt es auch weiterhin das humane, gelassene und liberale Großbritannien, auch wenn dieser Teil der

Briten sich derzeit eher resigniert aus den öffentlichen Debatten zurückgezogen hat. Aber sie sind noch da, und selten wurde mein Glaube daran so rührend bestätigt wie während meiner eigenen Einbürgerungszeremonie.

Nach einem relativ unbürokratischen Prozedere stehe ich Anfang Juli, an einem der heißesten Sommertage des Jahres, pünktlich um elf Uhr vor der Old Marylebone Town Hall, einem wuchtigen neoklassischen Rathaus ganz in der Nähe meines Kanals. Am Eingang empfängt mich Bea, eine füllige Blondine im schwarzen Spitzenkleid, ihr kunstvoll aufgetürmter Dutt so aufgelöst wie sie selbst und die Briten ganz generell bei Hitze. »Call me Bee!«, strahlt sie mich an. »And a warm welcome on a really warm day!« Ich darf wählen, ob ich mein Britischsein an diesem Tag mit einem Schwur auf Gott und den König oder aber lieber nur auf den König und ohne Gott besiegeln will. Eine dritte Option gibt es nicht, König muss sein. Und so lege ich wenig später im Chor mit einundvierzig anderen Menschen feierlich meinen »Oath of Allegiance« auf King Charles und seine Nachfolger ab, während ebenjener Charles mir dabei von einem großen gerahmten Foto an der Stirnseite des Saals melancholisch lächelnd zuschaut, als ob er ahnt, dass ich im Herzen keine Monarchistin bin – und trotzdem seine Zustimmung gibt.

Anschließend hält Todd, der Chef der Zeremonie, eine kleine Ansprache, die all das, was ich an den Briten so liebe, in nur wenigen Minuten noch einmal vorführt. Die Eloquenz, den Pragmatismus und die tolerante Freundlichkeit eines Landes, das bei allen Problemen nie seinen Humor verliert. »Wow, this is so impressive!«, beginnt er, und sein sichtlich routinierter Enthusiasmus wirkt dennoch überzeugend. Er freue sich, hier heute Menschen aus vierundzwanzig verschiedenen Nationen als neue Bürger des Königreichs begrüßen zu dürfen, ruft er in den Raum, und wie ein guter Stand-up-Comedian hält er dabei mit jedem Einzelnen von uns für einen kurzen Augenblick echten Blickkontakt. »Sie alle hier stehen für eine beeindruckende Vielfalt an Talenten, die unser Land verändern, offener und interessanter werden lassen. Das bereichert uns. Und es wird uns hoffentlich auch wohlhabender machen«, fügt er dann mit einem Grinsen hinzu. Und

leiser, zur Seite gewandt: Großbritannien sei schließlich immer eine Handelsnation gewesen, und man sei eben auch immer ein bisschen »transactional«, wenn es um die großen Fragen im Leben gehe. Eine selbstironische Pointe, die die verdienten Lacher bekommt. Zum Abschied gibt es schwarzen Tee, Biskuits und einen Whisky-Tumbler, den mir die noch immer strahlende Bee in die Hand drückt. Ich bedanke mich bei ihr für die so liebevoll gestaltete Zeremonie, und sie hält kurz meinen Arm trotz der Hitze, als ob sie mich für einen Moment im Saal festhalten wollte. »We really mean it, you know, you're now one of us.«

Nur eine Stunde später sitze ich wieder auf dem Deck von Emilia, mit einer Union-Jack-Flagge in der Hand, die mir eine Freundin zur Feier des Tages geschenkt hat, und bin auf eine Weise gerührt, die ich nicht erwartet hatte. »So you're English now?«, hatte mir meine Bootsnachbarin Susan kurz zuvor zugerufen, als ich das quietschende Tor aufschloss, durch das man in unser kleines Kanaldorf gelangt. Meine Einbürgerung hatte sich offenbar herumgesprochen, und ich erwiderte fast automatisch: »Well, rather British«, na ja, irgendwie britisch. Das sei die richtige Einstellung, sagte Susan daraufhin, sie würde sich auch nie als Engländerin bezeichnen, obwohl sie hier geboren sei. Britisch sei der unverfänglichere Begriff. Das Englischsein überlasse sie lieber den Rechten, die seit Neuestem überall im Land die St-George's-Flagge hissen.

Das war in der Tat eine seltsame neue Sache in diesem Sommer, das plötzliche Auftauchen englischer Flaggen an Laternenpfählen, ein Ausdruck der tiefen Unsicherheit der Engländer, wenn es um ihre ureigene Identität geht. Und das, obwohl sie neben den Schotten und Walisern die mit Abstand größte der drei Nationen Großbritanniens sind. Kein neues Phänomen. Tief im Innern war schon der Brexit das Aufbegehren eines englischen Nationalismus, der spätestens seit dem Ende des Empire keine Heimat mehr finden konnte. Die Dominanz der zahlenmäßig überlegenen Engländer auf der Insel war seit Jahrhunderten durch den Begriff der »Britishness« verwischt worden, der Schotten und Walisern das Gefühl geben sollte, man lebe gleichberechtigt unter einem gemeinsamen Dach,

während tatsächlich London bei allen wesentlichen Dingen weiter das Sagen hatte. Ironischerweise blieb so aber vor allem die eigene englische Identität seltsam unsicher und verschwommen, während die Schotten und Waliser als die ewigen Underdogs bis heute sehr viel genauer wissen, wer sie sind.

Wenn ein Nigel Farage sich jetzt regelmäßig mit Pint und Tweedkappe als Prototyp des weißen englischen Nationalisten präsentiert, der seine Kraft daraus zieht, andere auszugrenzen, dann instrumentalisiert er instinktsicher genau diese Unsicherheit der Engländer und vertieft die Spaltung zwischen den drei Nationen. Paradoxerweise könnte deshalb gerade das Erstarken dieses englischen Nationalismus, der ja gern die alte imperiale Größe beschwört, in nicht allzu ferner Zukunft genau zum Gegenteil führen, nämlich zu einem Auseinanderbrechen Großbritanniens. Oder mindestens zu einer noch stärkeren Entfremdung der Schotten und Waliser von der Londoner Zentralregierung.

Seit den vielbeachteten Regionalwahlen im Mai 2026 jedenfalls werden erstmalig gleich beide Länder – Wales und Schottland – jeweils von linken Nationalisten regiert, mit dem erklärten Ziel, sich von einem England zu trennen, das seit dem Niedergang der alten Tory-Partei immer weiter nach rechts gerückt ist. Eine historische Zäsur, die die Idee des freiwilligen Zusammenschlusses dieser drei Nationen jetzt ganz grundsätzlich infrage stellt.

Wie selbstbewusst diese Unabhängigkeitsbewegungen heute in Schottland und selbst im traditionell leiseren Wales sind, das habe ich auf zwei längeren Reisen erlebt, von denen ich hier ebenfalls erzähle. Reisen, die mir lebendig vor Augen führten, wie viel faszinierender, vielschichtiger und aber auch wie viel fragiler dieses Großbritannien ist, als man es auf den ersten oder zweiten Blick erfassen kann. Selbst dann, wenn man hier lange gelebt hat. Und so habe ich dieses Buch meiner neuen Heimat gewidmet als eine Art nachdenklichen Liebesbrief, nach immerhin achtzehn Jahren.

Dear Britain: I am now one of you.

1

Pomp and Politics

Warum die britische Monarchie mehr als bunter Boulevard
ist

*»Monarchy is what England has instead of a sense of
identity.«*

David Mitchell, *Unruly*

Natürlich habe auch ich in der Schlange gestanden. Keine gewöhnliche Schlange, sondern »The Queue«. Die Mutter aller Schlangen. An manchen Tagen war sie sechzehn Kilometer lang, und man musste bis zu vierundzwanzig Stunden warten, um das Ziel zu erreichen: das große Tor zur Westminster Hall, wo sich das britische Volk sechs Tage lang persönlich von seiner Queen verabschieden durfte. Am 8. September 2022 war Elisabeth II. auf Balmoral, ihrem Landsitz in Schottland, gestorben. Nach einer langen, von unzähligen Fernsehkameras begleiteten Reise gen Süden wurde ihr Sarg nun in der großen mittelalterlichen Eingangshalle des Parlaments aufgebahrt. Das ganze Land stand still seitdem – oder eben in der Schlange.

Wie ein Flashmob oder eine gigantische Performance mäandert die Schlange Tag und Nacht am gesamten Südufer der Themse entlang. Sie legt sich in Kurven, hält gelegentlich für eine Weile an und beginnt, sich dann langsam wieder in Bewegung zu setzen: Ehepaare Hand in Hand, Touristen, Priester, Kriegsveteranen und Prominente wie David Beckham oder Tilda Swinton. Eltern mit ihren Kindern warten geduldig zwischen Krankenschwestern, die gerade ihren Dienst beendet haben. Manche lesen Romane, während sie anstehen, andere verzehren mitgebrachte Lunchpakete aus praktischen Plastikboxen und sprechen darüber, wie großartig es doch sei, Teil der »Queue« zu sein, der längsten Schlange aller

Zeiten, ein Triumph der Britishness, ein Härtetest. Das Mindeste, was man tun konnte, um der Queen Respekt zu zeigen, dieser Frau, die dem Land doch ihr ganzes Leben geschenkt hatte.

In der Schlange waren sie alle gleich, für ein paar Stunden oder Tage, obwohl das Ritual doch eigentlich dem Gegenteil dient, nämlich die britische Monarchie als eine von Gott gegebene, höhere Institution zu inszenieren. Seit Heinrich VIII. ist ein britischer König schließlich immer auch das Oberhaupt der Church of England und damit dem Papst gleichgestellt. Dies war der eigentliche Grund, warum die Queen – anders als ihre europäischen Verwandten – trotz ihres hohen Alters niemals hätte abdanken können. Schließlich war sie als Königin die Stellvertreterin Gottes auf Erden.

Selten habe ich diese quasireligiöse Aura stärker und fast physisch gespürt als während der öffentlichen Aufbahrung ihrer sterblichen Überreste in der Westminster Hall. Der Sarg der Queen, bedeckt vom »Royal Standard«, der gelb-roten königlichen Flagge, liegt auf einem hohen, von einem lilafarbenen Tuch bedeckten Gestell. Trotz der vielen Menschen, die langsam daran vorbeiziehen, liegt eine eigenartige, schwere Stille über dem Raum, diese besondere Art von Stille, die nur dann entsteht, wenn sehr viele Menschen gemeinsam schweigen. Das einzige Geräusch ist das metallene Klopfen eines Stabes auf dem harten Steinboden, die Ankündigung des stündlichen Wachwechsels der königlichen Leibwachen. Dann stoppt die Menschenschlange auf den Stufen und setzt sich erst wieder in Bewegung, wenn der Wachwechsel vollzogen ist.

Ich sehe in die Gesichter der Wartenden, ihr Ausdruck liegt irgendwo zwischen Euphorie, Ehrfurcht und Erschöpfung. Das eigentliche Ereignis aber ist die an ihrer toten Königin vorbeipilgernde Menge. Tausende, die im Gegenzug für ihre Mühen hier zu einem vereinten Ganzen verschmelzen, ein fast mystischer Moment, die lebenslang ersehnte Gemeinsamkeit aller. Einer dieser Gänsehautmomente, die ich als meist distanziert beobachtende Journalistin während meiner Arbeit nur ganz selten erlebt habe.

»I have to be seen to be believed«, hatte die Queen zeit ihres Lebens erklärt. »Ich muss gesehen werden, damit man an mich glaubt.« An diesem

Tag ist sie die große Abwesende und dennoch präsenter und machtvoller denn je.

»Der Respekt und die Ehrfurcht vor unsichtbaren Dingen«, schrieb der englische Philosoph Thomas Hobbes einmal, »ist der Keim und Ursprung jeder Religion.« Und der berühmte britische Psychoanalytiker und Freud-Schüler Ernest Jones sprach von der mysteriösen Identifikation der britischen Untertanen mit ihrem Souverän, die tief im Unbewussten verankert sei, vergleichbar mit einer mythologischen Vater- oder Mutterfigur. Als solche nämlich waren Jones die britischen Monarchen in zahllosen Träumen seiner Patienten immer wieder begegnet.

Der Tod eines Königs oder einer Königin ist deshalb so viel mehr als nur der eines Individuums, er gleicht vielmehr dem Zerspringen eines Spiegels, in dem das Volk glaubte, sich selbst als ein Ganzes erkennen zu können. Elisabeth II. stand zuletzt für das Selbstbild einer Nation, die sich, jenseits der rohen egoistischen Tagespolitik, als eine zutiefst moralische, bescheidene und humane Gemeinschaft sehen wollte.

Ob das immer der Realität entsprach und ob Charles diese Vorbildfunktion im 21. Jahrhundert noch einmal so umfassend und sinnstiftend verkörpern kann, steht auf einem ganz anderen Blatt. In der ungebrochenen Identifikation des Volks mit seinem Monarchen aber liegt der Kern der so oft beschworenen Stabilität, die das britische Königshaus seiner Nation verleiht. Und die religiöse Beimischung trägt in hohem Maße dazu bei. Selbst moderne Gesellschaften brauchen Mythen und Rituale, und das hiesige Königshaus liefert beides so prunkvoll und aufwendig wie kein anderes auf dem europäischen Kontinent. Aber auch die britische Monarchie selbst profitiert von dieser mystisch-mythischen Unterströmung. Als magische Erbin einer gefühlt endlosen Vergangenheit scheint ihre Daseinsberechtigung aus tiefer Vorzeit zu stammen. Was de facto allerdings gar nicht der Fall ist. Im Gegenteil: Ein großer Teil des britischen »Pomp and Circumstance« wurde erst Ende des 19. Jahrhunderts erdacht. Zu dieser Zeit hatte sich die britische Monarchin Königin Victoria, nach dem Tod von Prinz Albert, fast ganz aus der Öffentlichkeit zurückgezogen. Das

Königshaus war in der Folge so unpopulär geworden wie nie zuvor. Irgendetwas musste geschehen. Unter dem sanften Druck des damaligen Premierministers Gladstone und diverser besorgter Hofbeamter führte man deshalb 1887 ihr Goldenes Jubiläum als nie da gewesene prunkvolle Zeremonie auf. Eine gigantische Show für das Volk mit Feuerwerk, Tea-Partys in den Parks und einer langen Militärprozession mit der Königin in einer prunkvoll vergoldeten Kutsche in der Mitte, begleitet von Kavallerie aus den Kolonien.

Das neu erfundene Ritual des royalen Jubiläums, als uralte Tradition pompös inszeniert, wurde ein Riesenerfolg und verhalf nicht nur Königin Victoria zu neuer Popularität, sondern bremste auch den drohenden Macht- und Bedeutungsverlust der Monarchie. Und so machte das Erfinden solcher Ewigkeitsrituale fortan Schule. Auch das »Lying in State«, die öffentliche Aufbahrung nach dem Tod, wurde in der Form, wie es die Welt beim Tod von Elisabeth II. erlebte, erst im 20. Jahrhundert von Königin Victorias Sohn Edward neu eingeführt. Walter Bagehot, der berühmte viktorianische Essayist, erklärte bereits einige Jahrzehnte zuvor, dass das schwer zu definierende Mysterium der britischen Monarchie ihr wichtigster Wesenszug sei, und warnte das britische Königshaus eindringlich, daran etwas zu ändern. »Don't let daylight into magic!« ist sein wohl berühmtester Satz, der bis heute gern und häufig zitiert wird. Die Begründung, die Bagehot dafür gab, liest sich im 21. Jahrhundert allerdings eher zwiespältig. In seinem Standardwerk zur englischen Verfassung *The English Constitution* erklärt er seinen aus einer gebildeten viktorianischen Oberschicht stammenden Lesern, das gemeine Volk würde eine so undemokratische Institution an der Spitze des Landes unbedingt brauchen, denn die Monarchie, so sein überraschendes Fazit, »... fungiert als Tarnung. Sie ermöglicht es unseren wirklichen Herrschern, sich zu verändern, ohne dass das unachtsame Volk davon erfährt. Die Masse der Engländer ist nicht reif für eine reine Wahlregierung; wüssten sie, wie nah sie daran sind, wären sie überrascht und würden fast zittern.«

Für Bagehot war das Königshaus als »Schutzschild« für die britische Gesellschaft unverzichtbar. Weil es für die ungebildeteren Schichten als

quasireligiöse Einrichtung intuitiv verständlich sei und dadurch für stabile Verhältnisse sorgen würde. Opium fürs Volk gewissermaßen. Hinter dem Nebel des royalen »Pomp and Circumstance« konnte dann ungestört effiziente Politik gemacht werden, ohne dass die niederen Schichten jeden Schritt im Detail allzu genau verstehen mussten. Deshalb aber dürfen laut Bagehot der König oder die Königin sich niemals in die Niederungen der Tagespolitik begeben.

Der Trick, so Bagehot, bestünde darin, den König wichtige staatliche Handlungen nach außen hin weiter ausüben und damit veredeln zu lassen, und zwar durchaus wesentliche Dinge, wie zum Beispiel die Ernennung des Premierministers oder die Verlesung der Gesetzesvorhaben einer Regierung, die in Wirklichkeit aber von den jeweils gewählten Politikern verfasst wurden. Das royale Ambiente dient vor allem als legitimierende Maske.

So seltsam das im 21. Jahrhundert anmuten mag, in ihren Grundzügen funktioniert die britische Demokratie bis heute nicht viel anders. Gerade Elisabeth II. hat sich zeit ihres Lebens fast sklavisch genau an die Regeln Walter Bagehots gehalten, die ihr schon als junger Prinzessin beigebracht wurden. In der Netflix-Serie *The Crown* gibt es sogar eine ganze Szene, in der ihr Tutor Henry Marten ihr im Palast eindringlich Bagehots Lehren erklärt. Sie müsse zwar formal weiter ihren Segen zu wichtigen Entscheidungen der Regierungen geben, ihren jeweiligen Premierministern gegenüber aber habe sie vor allem das Recht auf drei Dinge: Sie muss konsultiert werden, sie darf warnen und kann, last but not least, *ihre* Politiker ermutigen. Viel mehr aber auch nicht. Das klingt so erst einmal einigermaßen harmlos. Die Sache hat nur einen Haken. Im Gegenzug kann ein regierender Premierminister im Prinzip tun und lassen, was er will, vorausgesetzt natürlich, er hat seine Abgeordneten im Griff. Das wiederum liegt daran, dass es eine formal verankerte Gewaltenteilung in Großbritannien schlicht und ergreifend nicht gibt. Das Parlament besteht zwar aus zwei Kammern, dem Unterhaus und dem Oberhaus, dem sogenannten »House of Lords«. Das aber kann anders als zum Beispiel der Bundesrat in Deutschland Gesetzesvorhaben der Regierung nur verändern,

nie ablehnen. Der gewählte Premier mit einer ausreichenden Mehrheit im Parlament im Unterhaus hat dadurch die alleinige Macht im politischen System. Hinzu kommt, dass die Briten auch keine schriftlich fixierte Verfassung haben. Stattdessen folgt man einem bunten Potpourri aus Konventionen, Regeln und Gesetzen, auf die man sich irgendwann einmal geeinigt hat, und geht davon aus, dass sich die gewählten Politiker des Landes einfach gentlemanlike an diese ungeschriebenen Regeln und die gewachsenen demokratischen Traditionen halten.

Der Monarchie, die ja weiterhin in wichtigen politischen Fragen konsultiert werden muss, kommt damit eine viel bedeutendere Rolle zu, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Auch wenn das nirgendwo klar niedergeschrieben ist, wird vorausgesetzt, dass die schiere Anwesenheit des Königs oder der Königin als moralisch ewigem Über-Ich nicht nur das Volk, sondern auch die jeweils gewählten Politiker in Schach halten kann. Das britische Königshaus ist damit trotz seiner vordergründigen Machtlosigkeit eine Art verfassungspolitische Notbremse. So jedenfalls erklärte mir das der in London lehrende Historiker Robert Saunders einmal:

»Unsere ungeschriebene Verfassung geht davon aus, dass der König in Ausnahmefällen seine Zustimmung verweigern kann. Womit die Monarchie als letzte und am Ende einzige Kontrollinstanz in unserem demokratischen System funktioniert.«

Ein delikates und recht fragiles Machtmobile, das allerdings ziemlich lange einigermaßen gut funktionierte – bis Boris Johnson kam.

Als ich Anfang 2019 nach einer vierjährigen Pause wieder das ARD-Studio in London übernehme, ahne ich nicht, dass mir das verrückteste Jahr meiner gesamten Journalistenlaufbahn bevorsteht. Es ist die Hoch-Zeit der Brexit-Debatten. Irgendjemand hat dieses Jahr 2019 später einmal treffend als einen »wilden politischen Fiebertraum« beschrieben. Das Unterhaus verkommt zu einem wüsten Schlachtfeld, auf dem sich die sonst eher reservierten Abgeordneten immer wilder anbrüllen. Dazwischen taumelt der Speaker, der vergeblich für Ordnung zu sorgen versucht. John Bercows »Order, Order!!«-Rufe gehen um die ganze Welt, am Ende bringt er oft nur noch ein heiseres Bellen hervor. Die Briten sind plötzlich nicht mehr nur

irgendwie exzentrisch, wie es gern weltweit hieß, sondern haben, so scheint es, endgültig den Verstand verloren. Genauso fühlt es sich jedenfalls an, als ich monatelang und fast pausenlos auf dem »Green« gegenüber dem Parlament in Westminster stehe, um von dort live zu berichten.

2019 ist aber vor allem das Jahr, in dem der schon erwähnte Boris Johnson die so fragilen Grundprinzipien der britischen Demokratie in ihre schwerste Krise treibt – und damit auch die britische Monarchie bis kurz vor den Abgrund. Als Johnson nämlich im Juli jenes Jahres in die Downing Street einzieht, findet er ein Parlament vor, das den von ihm so favorisierten kompromisslos harten EU-Ausstieg um jeden Preis verhindern will. Um ihn dennoch durchzusetzen, beschließt er, dann eben einfach das Parlament aufzulösen, und zwar für den Rest der gesamten Legislaturperiode, immerhin ganze fünf Wochen. In dieser Zeit lief nämlich die Frist ab, innerhalb der man mit Brüssel noch hätte verhandeln können. Womit er seinen Willen bekommen hätte.

Ein solch willkürlicher Zwangsurlaub des Parlaments aber ist ein absolutes Novum, ein Bruch mit allen Traditionen, und das in einer Situation, in der es um das Schicksal des gesamten Landes geht. Der amtierende Generalstaatsanwalt Geoffrey Cox hat so auch größte Bedenken, als man ihm Johnsons dreisten Plan in der Downing Street unterbreitet. Cox zögert vor allem deshalb, weil man für eine solch außergewöhnliche Entlassung des Parlaments eben die formale Zustimmung der Queen höchstpersönlich braucht. Und die Idee, der Königin in einer rechtlich so unsicheren Lage ein Ja abzuzwingen, ist eine bislang nie da gewesene und damit ungeheuerliche Vorstellung. Boris Johnson aber, der sich bekanntlich nie an irgendwelche Regeln hält, auch nicht an ungeschriebene, schlägt alle Bedenken in den Wind. Stattdessen schickt er eine Abordnung zur Queen nach Balmoral, die ihr dort wider besseres Wissen erklärt, die von Johnson geplante vorzeitige Auflösung des Parlaments sei rechtlich völlig in Ordnung.

Die Queen, die geahnt haben dürfte, dass die rechtliche Lage keinesfalls so klar ist, wie Johnsons Boten es ihr schildern, steht vor einer unmöglichen Situation. Dem Rat ihrer Minister zuzustimmen, war immer Teil der